



Der Zoodirektor erzählt

Der Zoodirektor erzählt

Von Dr. Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden und
Franz Dünnebier, Leiter des Dresdner Aquariums

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Preis 75 Pfennig

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

III-9-19 It 1974-60 370

Aufnahmen:

Dr. Wolfgang Ullrich; Gotthart Berger; Monika Katschner

Hyänenkunde - Räuber der Steppe

Gertie und Gladys, die beiden bekannten Nashornmütter vom Nationalreservat Amboseli in Ostafrika, hatten, als ich sie am 8. Januar 1957 am Fuße des Kilimandscharo wiedertraf, wenige Monate alte Nashornkinder bei sich. Das Kind von Gladys schätzte ich auf höchstens zwei Monate, das von Gertie auf fünf Monate.

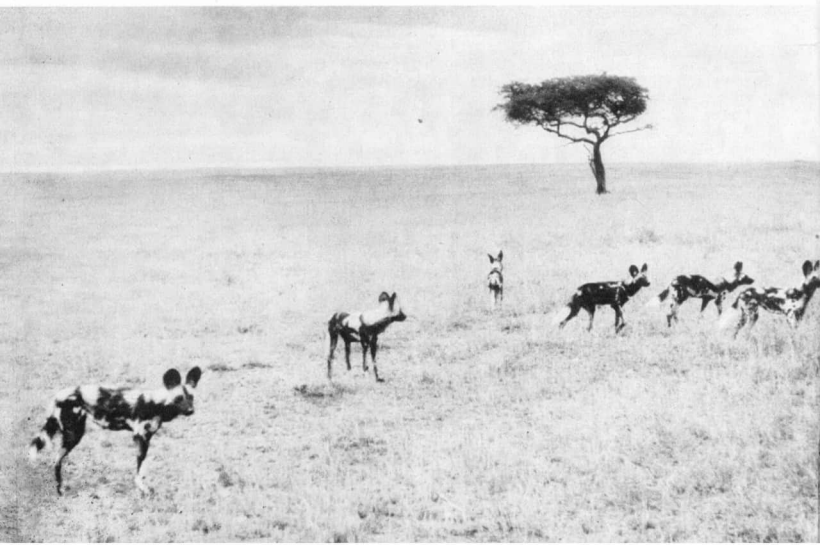
Als ich Gertie im Jahre 1955 zum ersten Mal sah, führte sie ein fast erwachsenes Kalb, dem beide Ohren und der Schwanz fehlten. Vielleicht hatten Hyänenhunde das Kalb überfallen und ihm, bevor die Mutter sie vertreiben konnte, die Verletzungen beigebracht. Die Hyänenhunde sind die gefährlichsten Raubtiere der Steppe. Ähnlich den Wölfen jagen sie das Wild im Jagdverband. Sie sind ausdauernde Läufer und hetzen ihr Opfer so lange, bis es sich völlig erschöpft den Verfolgern stellen muß. Damit ist aber auch sein Schicksal besiegelt, denn in einer unvorstellbaren Gier fallen die Hyänenhunde über ihre Beute her und zerreißen sie bei lebendigem Leibe.

Diese unbeschreibliche Gier äußert sich auch bei den in Gefangenschaft gehaltenen Hyänenhunden. Obwohl diese Tiere, wie die meisten Raubtiere im Zoo, einzeln gefüttert werden, somit also auch keine Gefahr besteht, daß sie sich gegenseitig die Beute streitig machen und die besten Stücke wegfressen können, verschlingen sie ihr Futter mit hastigen Bissen. Gierig werden die Fleischbrocken mit den Schneide- und Eckzähnen erfaßt, durch einen kurzen Ruck mit dem Kopf in das Maul geschleudert, von den kräftigen Reißzähnen zerbissen und nur wenig zerkleinert verschlungen. Kein anderes Raubtier nimmt sich so wenig Zeit zum Fressen wie der Hyänenhund. Auch der Wolf ist ein hastiger Fresser. Der Grund

ist wohl bei beiden Wildhundarten in der Tatsache zu suchen, daß sie im Verband, im Rudel jagen und deshalb die Beute auch unter vielen hungrigen Mäulern aufgeteilt werden muß. Dieses Teilen besteht eben darin, daß jedes Mitglied des Rudels versucht, soviel wie möglich von der Beute für sich zu ergattern. Ich sah in der Serengeti-Steppe Rudel, die aus 25 und mehr Tieren bestanden. Wenn ein solches großes Rudel eine Antilope erlegt, reicht das Fleisch kaum aus, den Hunger aller Mitglieder des Rudels zu stillen. So ist die Schnelligkeit des Fressens, die auf uns als abstoßende Gier wirkt, wohlbegründet.

Hyänenhunde haben aber noch einige andere Eigenschaften, in denen sie sich von den meisten anderen Tieren unterscheiden. Sie bewohnen keine bestimmten Territorien, sondern streifen durch weite Gebiete, sind also echte Nomaden im Tierreich. Dieser Mangel an Seßhaftigkeit erklärt sich wiederum aus ihrem Jagdeifer. Wenn sie in einem Gebiet auftauchen, wandert das Wild aus, denn gegenüber diesen furchtbaren Räubern der Steppe sind außer Elefanten, Nashörnern und Kaffernbüffeln alle Pflanzenfresser wehrlos. Hätten die Hyänenhunde also bestimmte Wohnbereiche, so müßten sie in kurzer Zeit verhungern, denn es gäbe in ihren Wohnbereichen bald kein Beutetier mehr. Deshalb sind sie gezwungen, als Nomaden durch die Savannen zu ziehen.

Wir trafen auf eine Herde von 25 Hyänenhunden, die in den weiten Ebenen der Serengeti-Steppe auf Jagd gingen. Auffallend verschiedenartig war die Färbung der einzelnen Tiere dieses Rudels. Sie kamen bis auf 5 m an unseren Wagen heran



Ich habe es erlebt, wie auf einem von Wasserböcken, Buschböcken, Zwergantilopen und Giraffen dichtbesiedelten Gebiet eines Tages Hyänenhunde auftauchten. Zwei Tage später war dieses Gebiet wie ausgestorben. An den Ufern der Seen, an denen sonst fast den ganzen Tag über große Herden von Wasserböcken standen, war nicht ein Tier mehr zu sehen. Leer war die Buschsteppe seit dem Eintreffen der buntgeschleckten Wildhunde. Erst nachdem die Hyänenhunde das Gebiet verlassen hatten, kehrte auch das Wild wieder zurück.

Hyänenhunde fürchten nichts und niemand. Auch vor dem Menschen fliehen sie nicht. Als wir in der weiten Serengeti-Steppe eine Autopanne hatten und mit unserem Wagen liegenblieben, kam ein Rudel Hyänenhunde angetrottet. Die Tiere näherten sich uns bis auf zwei Meter. Sie legten sich neben dem Wagen nieder, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Wir hätten sie berühren können, wenn wir uns aus dem Wagen herausgebeugt hätten, so nahe waren sie herangekommen. Das völlige Fehlen der Fluchtreaktion gegenüber dem Menschen ist also ein weiteres Merkmal, in dem sie sich von anderen Tieren unterscheiden. Es wird sogar berichtet, daß man Hyänenhunde mit dem Knüppel totschiessen kann, ohne daß die anderen Mitglieder des Rudels fliehen. Sie kennen keine Feinde, denn vor dem im Herdenverband jagenden Räuber flieht jedes Lebewesen. Die Hyänenhunde vom Dresdner Zoo sind in Gefangenschaft geboren. Im Zoologischen Garten in Köln erblickten sie das Licht der Welt. Als sie von der Muttermilch auf feste Nahrung übergingen, entwickelte sich auch die furchtbare Gier nach Fleisch. Sogar ihre Pflegerin war vor ihnen bald nicht mehr sicher und mußte einen Finger zwischen den Zähnen der bissigen Junghunde lassen.

Unsere Hausgenossin - die Griechische Landschildkröte

Haltung und Pflege

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Urlauber, die Bulgarien, Rumänien und Albanien besuchen und braungebrannt, erfüllt von unvergeßlichen Eindrücken, an ihren Arbeitsplatz zurückkehren. Viele bringen als Andenken an die schönen Ferientage eine kleine Griechische Landschildkröte mit.

Aber bei der Pflege dieser Tiere gibt es in vielen Fällen bald Schwierigkeiten, die oft kurzerhand so gelöst werden, daß die Schildkröten dem Zoologischen Garten als Geschenk übergeben werden.

Warum werden die erst mit aller Liebe umsorgten Schildkröten wieder abgeschafft? Verschiedene Gründe werden vorgebracht: „Die Schildkröte frißt nicht. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, sie zur Futteraufnahme zu bewegen, aber sie nimmt nichts an.“ Oder: „Ich habe nicht gewußt, daß sie das Zimmer verunreinigt und daß man stets mit dem Hader hinterherlaufen muß.“ Oder: „Was soll ich mit ihr tun, wenn es kalt wird?“

Wollte man die vielen fernmündlichen Anfragen zählen, die 1959 wegen der Pflege von Schildkröten an unseren Zoologischen Garten gerichtet

wurden, man würde über die Zahl staunen, ungeachtet derer, die ihren Liebling einmal persönlich vorführten. Außer den erwähnten Urlaubern gibt es noch viele Tierfreunde, die ihren Kindern in einer zoologischen Handlung eine Schildkröte gekauft haben.

Was ist nun bei der Pflege der Griechischen Landschildkröte zu beachten? Sie gehört zu den Tieren, die wir als wechselwarme Tiere bezeichnen. Ihre Blutwärme ist in hohem Maße von der Luft- und Bodenwärme abhängig. Sie ist ein Tier der Länder, die im allgemeinen auch wie wir in Deutschland vier Jahreszeiten besitzen, jedoch ein wesentlich wärmeres Klima haben, als wir es von unserer Heimat kennen. Dieser Tatsache muß bei der Pflege Rechnung getragen werden. Jede Landschildkröte wird also im warmen Sommer und Spätsommer ihre größte Lebendigkeit und Freßlust zeigen. Je kühler es im Herbst wird, umso ruhiger wird sie, bis sie schließlich die Nahrungsaufnahme einstellt, sich eingräbt oder eine dunkle Ecke aufsucht, um endlich in den Winterschlaf überzugehen, der bis in den April hinein andauern kann.

Natürlich kann eine Schildkröte im Winter auch im warmen Zimmer gehalten werden. Damit wird ihr aber der Winterschlaf verwehrt. Jedoch ist eine solche Maßnahme verfehlt, denn sie entspricht nicht der natürlichen Lebensweise des Tieres.

Damit die Schildkröte den langen Winterschlaf gut übersteht, ist es notwendig, daß sie sich während der warmen Jahreszeit den Bauch vollschlägt, denn während des Winterschlafes hört jede Nahrungsaufnahme auf.

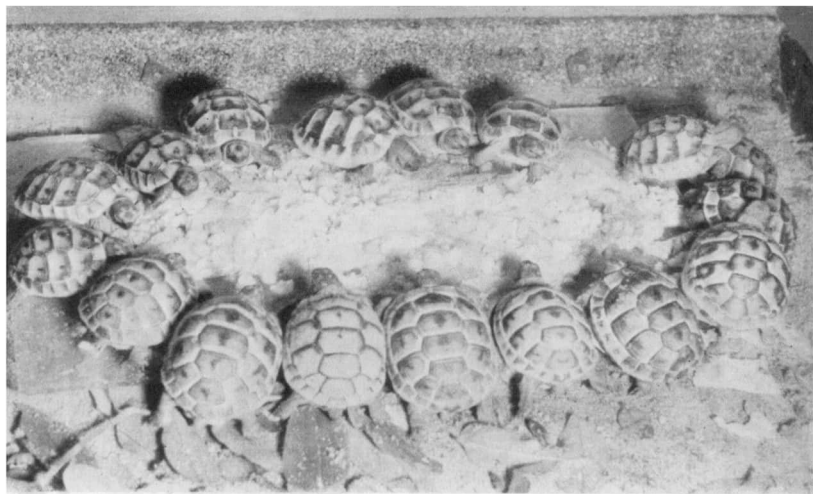
Wenn eine Schildkröte nicht frißt, wird sie entweder zu kühl gehalten oder sie ist krank. Tiere, die bei ihren Besitzern nichts gefressen hatten, nahmen, wenn sie in unser Terrarium gebracht wurden, meist schon nach 1 bis 2 Tagen Futter an. Die Nahrungsaufnahme wurde durch die hohe Temperatur dieser Räume ausgelöst.

Oft werden auch kranke Tiere zu uns gebracht. Manchmal waren sie von Zecken geplagt, die sich an den Weichteilen festgesetzt hatten. In solchen Fällen hilft Betupfen mit Öl, das die Atmungsorgane der Parasiten verstopft oder verklebt. Häufig leiden die Schildkröten an Erkältungskrankheiten: Sie atmen schwer, Schleim läuft aus den Nasenlöchern, die Augen sind verklebt, Eiter dringt aus dem Maul und der Körper ist stark abgemagert. Diese Tiere sind meist zu kalt und zu feucht gehalten oder auch dauernder Zugluft ausgesetzt worden. Trockene Wärme kann oft schon die Heilung einleiten.

Die Griechische Landschildkröte ist ein Vegetarier. Wir geben ihr abwechselnd frischen Klee, Salat, Löwenzahn, zerschnittene Tomaten, Gurken, weiche Birnen, Pflaumen und gequetschte gekochte Kartoffeln. Gern frißt sie auch Griespudding. Hin und wieder bieten wir ihr ein wenig gehacktes rohes Fleisch, aber nie Schweinefleisch, an. Der Speisezettel kann also sehr vielseitig gestaltet werden.

Der Durst wird zu großem Teile durch die wasserhaltige Nahrung, wie Gurken oder Tomaten, gestillt. Trotzdem gehört ein flacher Wasserbehälter in ihre Behausung, der täglich zu säubern ist.

Die Nahrungsaufnahme richtet sich immer nach der Lufttemperatur. Bei kaltem Wetter brauchen wir der Schildkröte kein Futter anzubieten, denn



Die ersten 17 Schildkrötenkinder, die im Jahre 1959 im Terrarium des Dresdner Zoologischen Gartens schlüpfen. Ihre natürliche Heimat sind die Balkanländer, denn sie gehören zur Art der Griechischen Landschildkröte

sie wird dann als wechselwarmes Tier nicht fressen. Dieses trifft natürlich nur für solche Tiere zu, die im Freien gehalten werden.

Wie aber bringen wir unsere Schildkröte über den Winter? Ich pflegte vor langen Jahren eine Schildkröte, die im Spätherbst unter einen Schrank kroch, der in einem ungeheizten Korridor stand. Dort blieb sie ungestört liegen, bis sie eines Tages im Frühling wieder hervorkroch. Wir stecken unsere Pfleglinge in eine Kiste, die mit Heu oder Stroh gefüllt ist und stellen diese in einen frostfreien, ungeheizten Raum. Nun lassen wir die Schildkröten vollkommen in Ruhe, bis sie sich im kommenden Frühjahr von selbst wieder melden. Wir können sicher sein, daß sie den Frühling nicht verpassen. Ein Stören oder Unterbrechen des Winterschlafes wirkt sich immer ungünstig aus.

Ist die Schildkröte wieder aufgewacht, dann geben wir ihr zunächst einmal ein laues Bad und halten sie dann in einem warmen Raum. Bald wird sie mit der Nahrungsaufnahme beginnen. Wenn auch die Nächte frostfrei sind, kann sie ohne Gefahr wieder ins Freie gesetzt werden.

So gehalten, wird die Griechische Landschildkröte ihrem Besitzer immer Freude machen und lange Jahre bei ihm aushalten.

Merkblatt

zur Haltung der Griechischen Landschildkröte

1. Die Schildkröte ist gesund, wenn sie klare Augen besitzt, wenn keine Feuchtigkeit aus Maul oder Nasenlöchern quillt, wenn sie, in die Hand genommen, sich strampelnd wehrt.
2. Die Schildkröte gehört zu den wechselwarmen Tieren, ihre Blutwärme steigt und fällt mit der Luft- und Bodenwärme. Deshalb erscheint sie bei warmem Wetter lebhaft und munter, bei kaltem Wetter träge.
3. Die Schildkröte ist in Ländern beheimatet, die wesentlich wärmer sind als Deutschland. Daher braucht sie viel Sonnenwärme. Bei zu starker Sonne sucht sie jedoch auch Schatten auf. Man biete ihr also beides: Sonne und Schatten.
4. Der Panzer der Schildkröte ist fest, jedoch nicht so fest, daß er nicht zerspringen könnte. Ein Sturz von einem Tisch kann ihr schweren Schaden, oftmals innerlichen, bringen.
5. Die Schildkröte braucht vornehmlich pflanzliche Nahrung, verschmähst aber auch Fleisch nicht. Man gebe ihr also Salat, Löwenzahn, zarten Klee, aber kein Rotkraut. Sie frißt weiche, saftige Birnen, Pflaumen, Kirschen, Tomaten, grüne Gurken, grüne Bohnen, gekochte, gequetschte Kartoffeln, auch vermischt mit rohem gehackten oder gekochten Fleisch (kein Schweinefleisch). Süßer Griespudding dient als Leckerbissen. Im Sommer und Frühherbst muß sie sehr viel fressen, damit sie gut genährt in den Winterschlaf gehen kann. Sie trinkt bei trockener Nahrung und trockener Witterung oft, bei feuchter Nahrung fast nie.
6. Die Schildkröte ist empfänglich für ein laues Bad. Sie kann aber nicht schwimmen.
7. Die Schildkröte stellt Mitte Oktober meist die Nahrungsaufnahme ein, denn jetzt beginnt der Winterschlaf. Das Überwintern geschieht am besten in einem Kästchen, das mit Heu, Stroh oder trockenem, ungezieferfreiem Laub gefüllt ist und in einem ungeheizten, dunklen, aber unbedingt frostfreien Raum untergebracht wird. Die Schildkröte erwacht bei steigender Temperatur, Störungen oder Aufwecken schaden ihr.
8. Die Schildkröte ist stets vor Zugluft zu schützen.

Zucht von Griechischen Landschildkröten im Dresdner Zoologischen Garten

Es war in den ersten Nachmittagsstunden des 3. November 1958, als in einem Bedienungsgang unseres Aquariums im Dresdner Zoo ein Freuden-schrei und dann ein frohes Lachen ertönte, das mich schnellstens dorthin eilen ließ. Was war geschehen? Da kam mir schon meine Kollegin Eva Zscharnt entgegen und hielt mir glückstrahlend eine winzige Griechische Landschildkröte entgegen. Die erste, die jemals im Dresdner Zoo aus dem Ei geschlüpft war!



Die Chilenische Landschildkröte unterscheidet sich von ihren griechischen Verwandten durch das reliefartig gestaltete Schild

Wir hatten in den vorangegangenen Jahren schon wiederholt versucht, Landschildkröteneier, die regelmäßig im späten Frühling und Sommer gelegt wurden, zur Zeitigung zu bringen. Aber nie war uns ein Erfolg beschieden gewesen. Nun war es doch einmal geglückt.

Ohne mein Wissen hatte meine Kollegin von einem Gelege, das sie noch Ende Juli 1958 im Schildkröten-Freiterrarium fand, 4 Eier in einem geräumigen Karton untergebracht, den sie in einem Bedienungsgang zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken stehen hatte. Diese sollten hier vor unliebsamen Gästen, wie sie wohl in jedem Schauaquarium anzutreffen sind — Mäuse und Schaben — wenigstens halbwegs sicher sein. Fräulein Zscharnt hatte die Eier in einen Rock aus Zellwolle eingewickelt und dabei an die kleine Begebenheit gedacht, die vom Zoo Leipzig bekannt ist. Dort hatte nämlich einmal ein Tierpfleger ein Ei der Griechischen Landschildkröte in seinen Kleiderspind gelegt und nie mehr daran gedacht. Er war nicht wenig erstaunt, als er nach einigen Monaten plötzlich eine kleine Schildkröte in seinem Schrank fand. (Übrigens der einzige Fall einer geglückten Nachzucht der Griechischen Landschildkröte, der mir bisher bekannt geworden ist.)

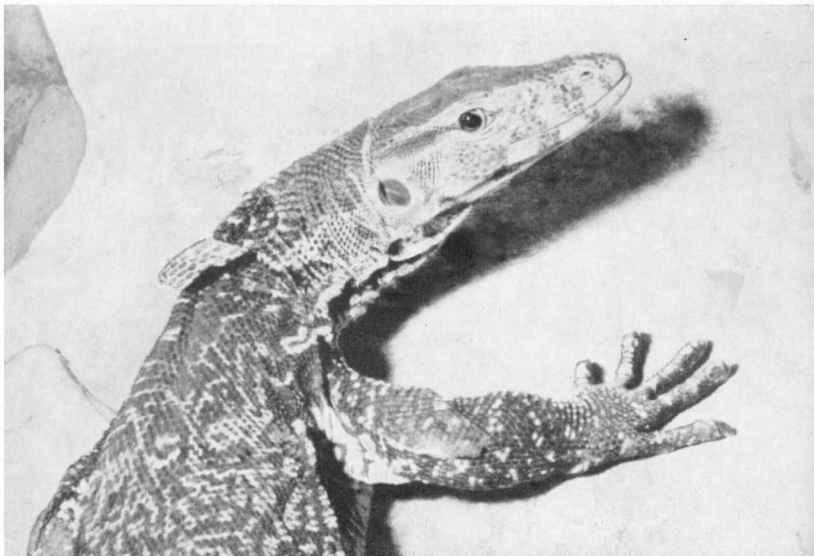
Meine Kollegin hatte, wie sie mir nun eingehend berichtete, ab und zu die Eier angesehen und war sogar schon in Versuchung geraten, sie wegzuerwerfen. Etwa um den 25. Oktober 1958 herum fand sie nur noch 3 Eier vor, aber auch einige Schalenstücke. Trotz Nachsuche entdeckte sie aber keine frischgeschlüpfte Schildkröte. Sie war daher der Meinung, daß doch vielleicht eine Maus ein Ei verspeist haben könnte.

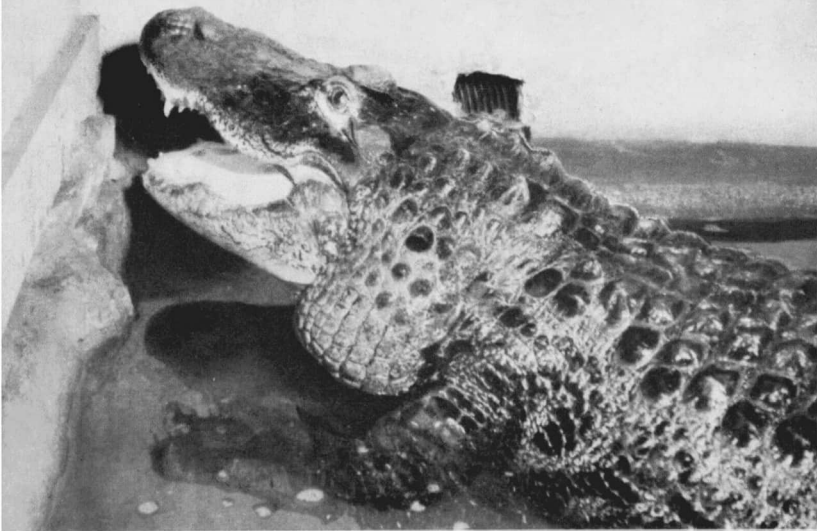
Als sie aber am 3. November wieder einmal den Karton öffnete, entdeckte sie, als sie den Deckel abhob, eine kleine Schildkröte, die noch ein Stück Eischale auf dem Rücken trug. Die kleine Kostbarkeit — so eine frischgeschlüpfte Landschildkröte ist ein ganz entzückendes Wesen — wurde von uns sofort im Triumph zur Direktion gebracht.

Als ich wieder ins Aquarium zurückkehrte, dachte ich an die Eischalen, die meine Kollegin im Oktober gefunden hatte. Die konnten nicht zu dieser kleinen Schildkröte gehören. Ich untersuchte den Karton nochmals, nahm die restlichen zwei Eier heraus und schüttelte die einzelnen Kleidungsstücke aus. Und siehe da, aus einer Bluse purzelte plötzlich noch eine Schildkröte.

Diese kleine Schildkröte war also die „Nummer“ 1 und schon etwa 10 Tage alt.

Auch der Bindenwaran, eine der größten Echsen, die auf unserer Erde leben, gehört zu den Bewohnern des Dresdner Terrariums





Moritza ist der Name dieses Mississippi-Alligators. Das „a“ wurde an den Namen gehängt, nachdem der ursprünglich Moritz getaufte Alligator eines Tages Eier gelegt hatte

Beide tranken sofort und Nr. 2 begann sogar schon an einer Banane zu knabbern. Am 6. November nahmen sie gekochte Haferflocken in Milch, vermischt mit feingeschnittenem grünen Salat. Inzwischen fressen beide längst Salat ohne Beikost, Natürlich fehlen Vitamin- und Kalkzugaben nicht in ihrem Speisezettel. Die Tierchen haben folgende Maße:

	Nr. 1	Nr. 2
Größte Länge des Rückenpanzers	4,2 cm	4,1 cm
Größte Länge des Bauchpanzers	4,3 cm	4,3 cm
Größte Breite des Rückenpanzers	3,0 cm	3,1 cm
Größte Breite des Bauchpanzers	3,3 cm	4,0 cm
Gewicht	11 g	9 g

(Die Breite des Bauchpanzers wurde natürlich mit der sogenannten Brücke gerechnet.)

Jetzt aber interessierte uns die Temperatur, die in unserem Brutofen herrscht hatte. Wir haben über mehrere Tage hinweg bei drei täglichen

Messungen im bewußten Karton festgestellt: Temperatur 27—29 Grad C, Luftfeuchtigkeit 68—71 Prozent.

Da das Schlüpfen der beiden Schildkröten auch in etwa 10tägigem Abstand geschah, obwohl die Eier einwandfrei von einem Gelege stammten, wäre es nicht undenkbar, daß auch die beiden restlichen Eier noch zur Zeitigung kämen.

Aber sie gelangten nicht zur vollen Entwicklung. In einem befand sich eine ausgebildete Schildkröte, aber sie war tot.

Der geglückte Zuchtversuch war unter den geschilderten Umständen ein Zufallserfolg. Jetzt aber kannten wir die Temperaturen, die zu diesem Erfolg führten und deshalb waren wir in den Monaten Mai bis Juli 1959 sehr aufmerksam, um ganz frisch gelegte Schildkröteneier zu erhalten. Wir konnten mehrmals beobachten, wie weibliche Schildkröten mit den Hinterbeinen eine etwa 15 cm tiefe Grube aushoben, die weißen, hart-schaligen Eier hineinlegten und mit den Hinterfüßen die Grube wieder zuschaukelten. Wir holten diese Eier heraus, versahen sie mit dem Datum und verstaute sie nun in den Falten desselben Rockes im Karton, der am gleichen Platze wie im vergangenen Jahre stand. Wir hatten schließlich im Rock untergebracht: 4 Eier vom 8. 6., 4 Eier vom 15. 6., 5 Eier vom 5. 7. und 5 Eier vom 20. 7.

Am 22. 6. kamen noch 5 Eier einer Maurischen Bachschildkröte dazu, die uns von einer Tierfreundin gebracht wurden.

Daß die Zeitigung der Eier etwa 3 Monate brauchen würde, war uns aus dem Zuchterfolg des Vorjahres bekannt. Am 20. 7. schaute ich zum ersten Male nach den Eiern, fand aber alles unverändert vor. Am 28. 8. 1959 öffnete ich den Karton wieder und entdeckte zu meiner riesigen Freude im Sumpfschildkrötengelege das erste geschlüpfte Schildkrötchen, ein schwarzes Kerlchen von 2,5 cm Rückenpanzerlänge und 5 Gramm Gewicht. Nach dem langen Schwänzchen zu urteilen, war es ein Männchen. Das war der erste Zuchterfolg!

Nun wurde es spannend, denn auch für die Landschildkröten rückte der errechnete Schlupftermin heran. Wir brauchten nicht mehr lange zu warten. Am 30. 8. sah ich in dem Gelege vom 8. 6. zwei gesprungene Eier, aus denen sich die Jungen zu befreien versuchten, während das dritte Ei an einer Stelle auch schon feine Risse zeigte. Beim vierten konnte ich noch keine Veränderungen entdecken.

Die geschlüpften Tierchen hatten die gleiche Größe und auch das gleiche Gewicht wie die Neugeborenen vom vergangenen Jahr: etwa 4,2 cm lang und 11 Gramm schwer.

Am 2. 9. kroch die dritte Schildkröte aus und am 3. 9. die vierte. Diesmal war es ein voller Erfolg! Das konnte kein Zufall sein. Selbstverständlich hatte ich nun ständig Thermometer und Hygrometer im Karton. Die Temperaturen schwankten zwischen 25 Grad C in der Nacht bis 32 Grad C am Tage, der Feuchtigkeitsgehalt von 65 bis 72 Prozent. Es waren ungefähr die gleichen Werte wie im Vorjahr.

Schon nach wenigen Tagen gingen die Schildkrötchen ans Futter. Freilich war es eine sehr zeitraubende Arbeit, den kleinen Tierchen immer wieder Futter anzubieten, bis sie endlich erfaßten, wozu ihr kleines Mäulchen da ist.

Am 6. 9. traf das zweite große Ereignis ein. Alle vier Eier des Geleges vom 15. 6. zeigten Risse und Sprünge und innerhalb von einigen Stunden ar-

beiteten sich die Jungen heraus. War das eine Freude für mich! Jetzt war es mir wirklich klar, daß in dem Karton mit dem Kleidungsstück die notwendigen Bedingungen vorhanden waren, damit sich die Eier entwickeln konnten. Ein Vergleichen der Zeitigungsdauer ergab, daß in beiden Fällen der 84. Tag der erste Schlupftag war. Man kann jetzt also mit Bestimmtheit behaupten, daß die Eier der Griechischen Landschildkröte zur Zeitigung 84 Tage benötigen, wenn die Temperatur 30 Grad und die Luftfeuchtigkeit rund 69 Prozent beträgt.

Wir sind auf diesen Zuchterfolg stolz, denn derartiges hat noch kein Terrianer und kein Zoologischer Garten in unseren Breiten berichten können.

Die beiden vorjährigen Schildkröten sind während der warmen Jahreszeit mit im Freigehege der Landschildkröten untergebracht gewesen, und dieser Aufenthalt ist ihnen anscheinend gut bekommen, denn sie sind reichlich um das Doppelte gewachsen. Da wir sie aus begreiflichen Gründen nicht in den Winterschlaf geben konnten, haben sie andere vorjährige Schildkröten, die uns von Touristen mitgebracht wurden, in der Größe und Schwere weit übertroffen.

Aus meinem Indientagebuch

Wieder in Bombay

Bombay ist eine europäisch anmutende Stadt. Alleen von Königspalmen durchziehen das Stadtzentrum und die Häuser sind von grünen Gärten umgeben. Die Straßen sind nicht so von Menschen überflutet wie in Kalkutta. Auch der Verkehr ist geringer, als in dieser Riesenstadt der 7 oder 8 Millionen. Eine breite Autostraße führt am Meer entlang zum Hafen. Sie ähnelt der großen Strand-Avenue von Rio de Janeiro. Bombay ist Hafen- und Textilstadt. Es wird hier nicht nur die im Lande angebaute Baumwolle verarbeitet, sondern es werden auch aus Kunstfasern Stoffe gewebt. Ein großes Kunstfaser-Forschungsinstitut ist vor wenigen Wochen eröffnet worden. Noch aufgelockerter, an der Ostküste gelegen, ist Madras. In allen Stadtteilen entstehen neue Häuser, im Zentrum Hochhäuser für Versicherungen, Institute und Verwaltungen, am Meer Wohnhäuser mit großen, dem Meerwind zugewandten Fenstern. Immer weht eine leichte Brise durch die Straßen von Madras. Beide Städte sind mit Kalkutta nicht zu vergleichen. Kalkutta hat den Strom der Flüchtlinge aus Pakistan aufnehmen müssen, ohne jedoch diesen Zuwachs an neuen Einwohnern bewältigen zu können. Kalkutta hat wenig Gärten und Parks. Über Madras und Bombay aber schauen grüne Palmenwedel hinaus und die Nähe des Meeres gibt ihnen Weite und Großzügigkeit. Um Kalkutta herum liegt der Sumpf des Riesenstromes und vor dem Meer der Schlammbank des Deltas. „Der Süden Indiens ist der schöne Teil Indiens“, sagen die Europäer und was Madras betrifft, so haben sie recht. Am wohlsten jedoch fühlen wir uns im Dschungel und bald werden wir den südindischen Urwald kennenlernen, denn wir gehen in den nächsten Tagen in das Bandipur-Reservat, das zwischen Mysore und Oota Kamund liegt. Aber bevor wir das freundliche Madras verlassen, wollen wir noch die Tempel in und um Madras herum kennenlernen.

Noch vor Sonnenaufgang fahren die Fischer in ihren kleinen Booten auf das Meer hinaus und mit den letzten Strahlen der sinkenden Sonne kehren sie zurück. Wir sitzen am Strand und beobachten Krabben, die Löcher in den Sand gegraben haben, in denen sie bei Gefahr verschwinden. Den ganzen Tag sind sie damit beschäftigt, ihre Wohnungen auszubessern, denn mitunter erreicht die Brandung auch das Territorium der Krabben und spült Wasser und Sand in die Schlupflöcher der kleinen Krebse. Mit den Scheren und Beinen der linken Körperseite fassen die Krabben den feuchten, zusammengeballten Sand, tragen ihn aus ihren Löchern hinaus und werfen ihn weit von sich. Aber schon naht die nächste Welle. Unermüdllich tragen die Krabben Sand aus ihren Höhlen. Spaziert ein anderer Artgenosse in das Revier einer Krabbe, so richtet sich der Besitzer des Territoriums auf seinen langen Spinnenbeinen hoch auf und rennt vor dem Eindringling so lange auf und ab, bis der Fremde wieder das Gebiet verläßt. In dieser gespreizten Haltung erinnert mich die Krabbe an einen Truthahn, der mit gesträubtem Gefieder vor einem Rivalen imponiert.

Inzwischen haben sich die Fischerboote der Küste genähert. Auf den hohen Wellen tanzen die braunen Segel, die von den Fischern eingeholt werden, wenn sie die Brandungszone erreichen. Deutlich heben sich die dunkelbraunen, schlanken Körper von der weißen Gischt der Wellen ab. Schon ist das erste Boot in der Brandung. Die Fischer tauchen mit schnellen Schlägen die Ruder ein, um ihr Boot nicht von dem zurückflutenden Wasser wieder hinaustragen zu lassen. Wieder naht ein Wellenberg, hebt das Boot hoch, trägt es schnell voran und läßt es ins Wellental sinken. Für Sekunden entschwindet es unseren Blicken, denn die Welle rollt weiter und bricht sich am Strand. Die Luft ist voller Wasserstaub. Wie ein Dunstschleier liegt er über der Brandung und erschwert mir das Fotografieren. Wir sind von dem Kampf der Männer mit dem Meer tief beeindruckt. Jetzt schlägt die letzte Welle an das Boot — ergreift es und setzt es auf den Strand. Die Fischer springen aus dem Boot und schieben es mit vereinten Kräften aus der Reichweite der Brandung. Dann zerlegen sie es in einzelne Baumstämme. Ich glaube meinen Augen nicht zu trauen: Das Boot, das eben noch mit den Wellen kämpfte, besteht nur aus fünf grob zurecht gehauenen Stämmen, die mit Seilen zusammengebunden sind. Auch der Bug setzt sich aus kleinen, gebogenen und mit Stricken befestigten Hölzern zusammen. Er wird von den Stämmen gelöst. Ich bewundere den Mut dieser fleißigen Männer, die sich mit diesen zerlegbaren „Nußschalen“ auf das Meer hinauswagen. Es ist sehr berechtigt, daß die Regierung von Madras den Fischern ein Denkmal setzte. Eine Bronzeplatte zeigt den harten Kampf der Männer mit dem Meer und auf einer Tafel steht die Inschrift: „Triumph der Arbeit“.

Jetzt betrachte ich mir auch die großen, auf dem Strand liegenden Schiffe aus der Nähe und muß erstaunt feststellen, daß auch diese Schiffe „genäht“ sind. Kein Nagel, keine Schraube ist in ihren Brettern zu finden, sondern im Kreuzstich — so würde wohl die Hausfrau sagen — sind die Planken aneinandergenäht. Natürlich kann eine solche Bauart nicht verhindern, daß Wasser in das Schiff eindringt und — wie mir berichtet wird — sind auch während der Fahrt ständig Schiffer damit beschäftigt, das eingedrungene Wasser herauszuschöpfen.



Jäger und Sammler sind die Kurubars in den Urwäldern Südindiens. Die eingesammelten Wildfrüchte werden in das Schultertuch gebunden

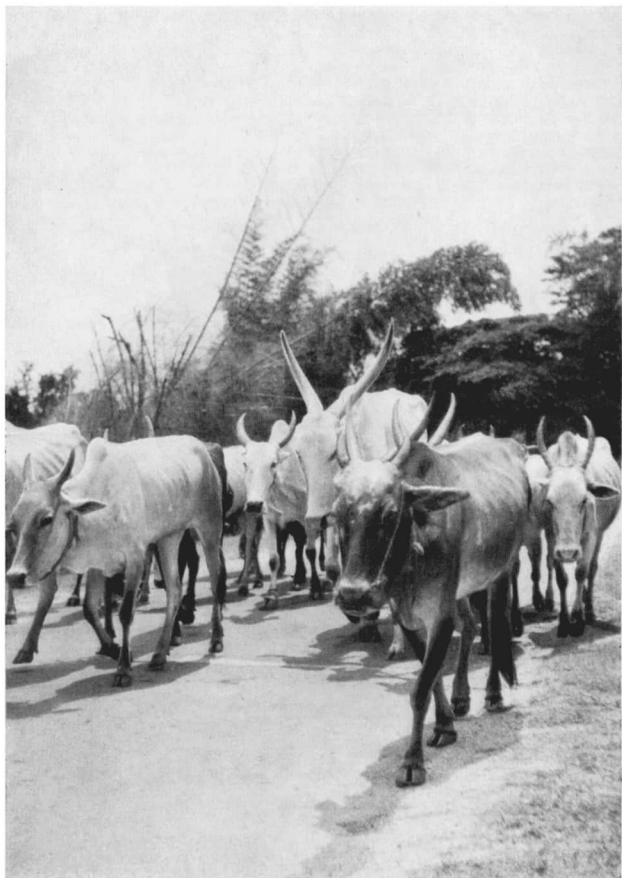
Die Straßen in Madras sind asphaltiert oder bestehen aus Zementplatten. Es sind moderne, breite Straßen. Freundliche Verkehrspolizisten regeln den Strom der Kraftfahrzeuge und Radfahrer. Unser Taxichauffeur, der uns zum Hotel zurückbringt, schwenkt sein Mützchen zum Gruß, wenn er an einem Verkehrspolizisten vorüberfährt und winkt ihm lächelnd zu. „Wir Taxichauffeure verstehen uns mit der Polizei seit einigen Monaten sehr gut“, erklärt er uns. „Früher mußten wir wegen des kleinsten Vergehens sofort Strafe zahlen. Dann haben wir einen Tag lang gestreikt. Kein Taxi ist an diesem Tag gefahren, und seit diesem Streik der Taxichauffeure gegen das Strafezahlen wegen kleiner Fehler im Verkehr besteht ein herzliches Einvernehmen zwischen uns und den Polizisten“.

Wenige Kilometer von Madras entfernt liegt unmittelbar am Meer Mahabalipuram, ein Dorf, das durch seine im siebenten Jahrhundert entstandenen Tempel bekannt geworden ist. Ursprünglich standen sieben Tempel am Meer, aber die See hat sechs verschlungen und auch der letzte noch vorhandene Tempel zeigt schon die Spuren der Wellen. Die Gesichter der Skulpturen sind abgewaschen und ihre Körper schwinden immer mehr dahin. Die Tempel sind aus riesigen Felsblöcken herausgeschlagen worden. Besser erhalten und restauriert ist eine zweite Tempelgruppe, die abseits des Meeres liegt. Hier stehen wir staunend vor der Schönheit der Architektur der in ihrer Form an Häuser, aber auch an Pyramiden erinnernden Tempel. Zwischen den Tempeln stehen, ebenfalls aus Felsblöcken herausgeschlagen, ein Löwe und ein Elefant. Meisterhaft in der Darstellung sind die Götter, Göttinnen und wilden Tiere des Arjuna-Reliefs. Eine große Felswand ist völlig in Figuren aufgelöst: Riesige Elefanten, zwischen deren Säulenbeinen junge Elefanten spielen, sind naturgetreu gestaltet, aber nicht naturalistisch dargestellt. Die Künstler haben das Wesentliche dieser Riesen der Tierwelt erfaßt, haben die große Form wirken lassen und auf nebensächliche Einzelheiten verzichtet. Hier kann man mit gutem Recht von einer realistischen Kunst sprechen. Über und neben dieser Elefantenherde aber entfaltet sich die ganze Sagen- und Götterwelt in einer bunten Vielfalt von Figuren, die es uns vergessen läßt, daß wir eigentlich vor einem Felsen stehen. Der Stein hat Leben bekommen. Menschenkörper, die aus dem Leib einer Kobra herauswachsen, Göttinnen in tänzerischer Haltung, betende Gläubige, Vögel, Affen, Gazellen und sogar eine Mäusefamilie, die offensichtlich keine Angst vor der neben ihr aufrecht stehenden Katze hat, schließen sich, wenn man den Fels von fern betrachtet, zu einem Ornament zusammen, bleiben aber auch als Einzeldarstellung Kunstwerke, die unsere Blicke nicht loslassen. Wir haben gefunden, was uns keiner der neuen Tempel von Kalkutta geben konnte: die alte indische Kunst und Kultur. Ich kann in dieser Reiseschilderung nicht alle Tempel beschreiben, die wir in den letzten Tagen sahen, ich will aber versuchen, den Eindruck, den diese wunderbaren Bauten auf uns machten, wiederzugeben. Wir sahen die Tempel von Somanathapur, Belur und Halebid. Wir standen beeindruckt vor der zweitgrößten Statue der Welt, vor der aus einem Stein geschlagenen Skulptur von Sravanabelagola, einem Kolos, der uns an die Ramsesstatue von Memphis in Ägypten erinnerte. Die meisten dieser Tempel haben Pyramidenform und ihre Wände sind mit tausenden und abertausenden Figuren bedeckt. Allen gemeinsam ist die Tatsache, die ich bereits erwähnte, daß die alten Meister die große Kunst beherrschten, diese Fülle

der Figuren nicht zu einem beunruhigenden Prunk, sondern zu einem geschlossenen Ornament zu gestalten. Man muß den Stein anfassen, um zu glauben, daß es Stein ist, denn wie Elfenbein- oder Holzschnitzereien muten diese Darstellungen an den Außenwänden der Tempel an, die erst zu erzählen beginnen, wenn man nahe an sie herantritt. Aber dann berichten sie über alle Einzelheiten des menschlichen Lebens. Als Beispiel soll hier der Tempel von Somanathapur dienen. Tiefes Schweigen herrscht in seinen Mauern. Die meisten Tempel sind von einer hohen Mauer umgeben. Auch unsere Schritte stören diese Ruhe nicht, denn wir haben, wie es Brauch ist, unsere Schuhe ausgezogen. Dann stehen wir viele Minuten lang staunend und bewundernd vor diesem Kunstwerk, das von der tropischen Sonne überflutet wird. Ein Fries von Kriegselefanten, Reitern und Soldaten zieht sich am Fuße des Tempels um das ganze Gebäude herum, aber keinesfalls schablonenhaft. Jeder Elefant, jeder Soldat hat eine andere Haltung, einen anderen Gesichtsausdruck. In Kopfhöhe finde ich Darstellungen aus dem Leben der Menschen. Ehrlich und offen haben die Künstler selbst intimste Dinge des Familienlebens geschildert. Die Reliefs — ebenfalls als ein fortlaufendes Band gestaltet — zeigen umschlungene Liebespaare, Geburten, Tänzer und Musikkapellen. Über diesem Band stehen die Darstellungen der Göttinnen und Götter, deren teils nackte Körper mit Schmuck behangen sind. Vielköpfige Kobras entfalten ihr Halsschild wie einen Schirm über den Köpfen mancher Götter. Andere stehen unter Baumkronen, deren zierliche Blätter — alles aus Stein gemeißelt — ihnen Schatten spenden. So türmen sich die Figuren übereinander und schmücken die drei Pyramidentürme, die über zehn Meter hoch aufragen. Ich zähle die Frieze, die zu Füßen der Götter um den Tempel laufen: es sind sieben Bänder. Die meisten der 80 Götterfiguren stellen Vishnu dar. Dazu gesellen sich 114 Göttinnen. Damit ist aber nur die Zahl der großen Skulpturen genannt. Viele Tage würden wir benötigen, um die kleinen Plastiken zu zählen, die Löwen, Fabelwesen, Reiter, Elefanten, die furchtbaren Dämonengesichter, die aus den Ecken schauen, die Blüten, Blätter und Ornamente. Nicht ein Zentimeter der Tempelwände ist von den Meißeln der Steinmetze vergessen worden. Nein, es gelingt mir nicht, so sehr ich mich auch bemühe, diese überquellende Masse der Figuren, die sich so wunderbar zu einem Ganzen zusammenschließt, zu schildern.

Im Innern des Tempels herrscht kühle Dunkelheit. Millionen nackter Füße der Gläubigen haben den Steinboden spiegelglatt poliert. Von einer Ölflamme beleuchtet taucht die Gestalt Vishnus auf. Blüten liegen zu seinen Füßen.

Und ein anderer Eindruck: Der Nandibulle von Mysore. Auf den Chamundibergen, die sich über Mysore erheben, ist nicht nur der Chamundi-Tempel, sondern auch der riesige, aus einem Fels gehauene über dreihundert Jahre alte Zebubulle zu sehen. Wieder sind wir von der realistischen Gestaltung tief beeindruckt. So wünschte ich mir die Tierplastiken in den Anlagen unseres Zoologischen Gartens. Als hätte sich das Tier soeben niedergelegt, mutet die Skulptur an. Ein Priester, der gut englisch spricht, erklärt mir, daß meine Frau unter dem aufgestellten Bein des Bullen hindurchkriechen soll. Ich bitte Ursula, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Als Ursula um den Bullen herumgelaufen und unter seinem Bein hindurchgekrochen ist, erklärt mir der freundliche Alte, daß wir



An Elenantilopen erinnern die schlankwüchsigen Zebus von Mysore. Sie sind wohl unbestritten die schönste Rasse der Buckelrinder Indiens

nun auf reichen Kindersegen rechnen können. Er entnimmt unseren bestürzten Gesichtern, daß diese Prophezeiung nicht unseren Beifall findet und setzt sofort hinzu: „Aber es bringt auch Glück, nicht nur Kinder“. Während bisher alle Priester für ihre Erläuterungen ein Trinkgeld forderten, bittet uns dieser Mann nicht um Bezahlung. Als ich ihn frage, wovon er lebt, sagt er in schlichter Gläubigkeit, daß ihn Gott nicht vergessen werde. Er gebe ihm das Wasser aus dem Quell des Berges und auch den Reis, den er benötige. „Ich bitte nie um Geld“, setzt er hinzu, als ich ihm eine Münze gebe und läßt uns zwei Bananen von einer Frau reichen, die einen kleinen Verkaufsstand neben dem Nandibullen hat. „Mögen Sie auf Ihrer Reise durch Indien nie Ärger haben, das wünsche ich Ihnen“, mit diesen Worten verabschiedet er sich von uns.

Wir fahren wieder nach Mysore hinab, das wir vor drei Tagen erreicht haben, Mysore fällt durch seine breiten Straßen, die von blühenden Akazien gesäumt werden und durch seine Sauberkeit auf. Keine Bettler halten den Fremden an. Überall herrscht ein geschäftiges Treiben. Es gibt eine Medizinische Akademie, eine Kunsthochschule und zahlreiche andere Institute in Mysore, vor allem aber — wie könnte ich das unerwähnt lassen — den schönsten und gepflegtesten Zoo, den wir bisher in Indien sahen. Der Zoodirektor führt uns persönlich. Im Garten laufen Muntjaks und weibliche Hirschziegentantilopen frei umher. Aber auch die Tiere in den Gehegen und Käfigen sind handzähm. Der Zoodirektor streichelt die Tiger, Leoparden und Löwen, die sich ans Gitter drängen, wenn sie ihren Herrn sehen. Wir sind sehr verwundert, denn in den meisten indischen Zoos, die wir besuchten, legten die Tierpfleger auf besondere Wildheit ihrer Raubtiere wert und freuten sich, wenn die Großkatzen fauchend ans Gitter sprangen. „In meinem Zoo müssen alle Tiere Vertrauen zum Menschen haben, sie müssen handzähm sein“, sagt lächelnd der Zoodirektor.

Eine Elefantenkuh hat schon drei Kälber im Zoo Mysore zur Welt gebracht. „Wo ist der Vater dieser Kälber?“ frage ich und erhalte zur Antwort: „Im Dschungel von Mysore. Wir führen unsere Elefanten jedes Jahr drei bis vier Monate in den Dschungel, damit sie dort ihre natürliche Nahrung aufnehmen können. Während dieser Zeit brennen sie dann für einige Tage mit einem wilden Elefantenbullen durch, kehren aber immer wieder zu ihrem Wärter zurück, der im Wald sein Lager errichtet hat. So kommen sie tragend in unseren Zoo.“

Wir suchen den Bezirksforstmeister auf, um ihn zu bitten, uns für die nächsten vierzehn Tage ein Zimmer im Forstbungalow des Bandipur-Reservates zu geben und sind überrascht, als er uns in gutem Deutsch antwortet. Er hat in Eberswalde studiert, war oft in Tharand und Dresden und erinnert sich gern an seine Studienzeit in Deutschland. So ergibt sich schnell ein herzlicher Kontakt und wir verlassen seine Dienststelle mit der Zusicherung, daß uns nicht nur Unterkunftsmöglichkeit im Bandipur-Reservat gegeben wird, sondern, daß uns auch ein Kraftwagen und zwei Reitelefanten zur Verfügung stehen. Er wünscht uns viel Glück für unser Vorhaben.

Neunzig Kilometer von Mysore entfernt steht auf einem 150 Meter hohen Granitfels der Riese von Sravanabelagola. Der Vindhagiri, wie der Fels genannt wird, wächst aus der Ebene auf und von seinem Gipfel herab



In großen Rudeln bewohnen die Axishirsche den südindischen Dschungel. Ihr rotbraunes Fell ist mit weißen Flecken übersät und ähnelt damit dem Sommerkleid der Damhirsche

schauf Gomateswara weit über das Land nach Norden. Seit über tausend Jahren wandern aus allen Teilen Indiens die Pilger zu ihm, um zu seinen Füßen ihr Gebet zu verrichten. Im Jahre 893 n. Chr. wurde aus einem Granitblock, der sich auf dem Gipfel des Felsens befand, auf Befehl des Ministers Chamundaraya die 19 Meter hohe Figur des Jainheiligen Gomateswara herausgehauen. Als Sohn eines Königs stritt er mit seinem Bruder um die Herrschaft über das Reich, verzichtete aber schließlich auf seinen Anspruch, wie die Sage berichtet, zog sich in die Einsamkeit zurück und tat Buße. Sein Bruder war von diesem Entschluß so beeindruckt, daß er ihm ein Standbild setzen ließ. Chamundaraya, der einen Bericht über dieses Denkmal erhalten hatte, suchte es überall im Lande und als er es nicht fand, ließ er selbst diese riesige Statue schaffen.

In den glatten Granitfelsen sind 620 Stufen gemeißelt worden. Bevor wir jedoch die erste Stufe betreten, müssen wir unsere Schuhe ablegen. Der Fels ist von der Sonne erhitzt und das Brennen des Gesteins unter unseren Fußsohlen läßt uns nicht lange verweilen, wenn wir eine Ruhepause einschalten. Während des Aufstieges bleibt das Standbild unseren Augen verborgen. Auch als wir den Gipfel erreicht haben, wird es noch

durch die Mauer verdeckt, die das Bildnis Gomateswaras umgibt. Nur das riesige Antlitz des steinernen Heiligen schaut über die Mauer hinweg. Wir gehen durch das Tor und stehen unvermittelt vor dem Steinkoloß, der in dem engen Hof vor uns aufwächst. Da es nicht möglich ist, die Figur aus größerer Entfernung zu sehen, sondern sie sich nur aus der Nähe zeigt, wirkt sie noch größer, noch wuchtiger als die Ramsesstatuen in Kairo und Memphis. Sie ähnelt ihnen auch in der starren Körperhaltung. Von den übertrieben breiten Schultern hängen die Arme steif über die schmale Hüfte an den Seiten herab. Die ganze Wirkung liegt in der frontalen Betrachtung. Um die Beine windet sich eine steinerne Schlingpflanze, die bis zu den Schultern hinauf ihre Ranken legt. Der Blick Gomateswaras ist nach vorn gerichtet. Sein Haar wölbt sich in großen Locken über der Stirn und die Ohrläppchen sind lang herabgezogen.

Die Ruhe zwischen den Mauern des Tempels wird nur durch den monotonen Gesang eines Betenden unterbrochen, der im Toreingang kniet und sich durch unsere Anwesenheit in seinem Gebet nicht stören läßt. Der Priester reicht uns auf einer kupfernen Schale Bananen und rote Hibiskusblüten, die zu Füßen der Statue lagen und wohl durch ihn geweiht worden sind.

Wir sind vom Anblick dieses riesigen Kunstwerkes, das in strahlend weißem Gestein vor uns aufwächst, so beeindruckt, daß wir nichts zu sagen, nur zu schauen vermögen. Aber wie beim Anblick der Monumentalbauten des alten Ägyptens so kommt mir auch hier wieder der Gedanke an die Menschen, die vor mehr als tausend Jahren mit ihren primitiven Werkzeugen diese Statue schufen. Ihre Namen sind vergessen, nur der Auftraggeber, der Minister Chamundaraya, ist bekannt geblieben.

Lautlos, wie wir eingetreten sind, verlassen wir wieder die Stätte. Der Abstieg wird zu einer Qual, denn unsere Füße sind es nicht gewohnt, auf hartem Gestein zu laufen. Humpelnd erreichen wir schließlich das Städtchen Sravanabelagola, das durch seinen riesigen, steinernen Heiligen Weltruf erlangt hat.

Als wir in den späten Nachmittagsstunden nach Mysore zurückkehren und am Palast des Maharadschas von Mysore vorbeifahren, dessen verdolmete Kuppeln im Licht der untergehenden Sonne weit über die Stadt hinweg leuchten, kann uns diese Pracht nicht mehr begeistern. Wir haben heute die Tempel von Belur und Halebid gesehen, wir haben vor dem Riesen von Sravanabelagola gestanden — was ist gegenüber diesen Kunstwerken der Prunk des Palastes? Der Maharadscha von Mysore hat jetzt die Funktion eines Gouverneures. Zur Zeit befindet er sich auf einer Luxussafari in Ostafrika, wie die indische Presse berichtet. Auf unserer Fahrt zu den Tempeln, die uns 360 km durch das Land Mysore führte, fiel uns auf, daß auch die Häuser der kleinsten Dörfer aus Ziegeln gebaut, mit Dachziegeln gedeckt und in freundlichen Farben gestrichen sind. Strohgedeckte Lehmhütten, denen man in Bengalen und Assam häufig begegnet, gehören hier zu den Seltenheiten. Fast in jedem Dorf fanden wir eine Schule und die Straßen, die von Stadt zu Stadt führen, sind asphaltiert. Die Schulbildung ist im Süden Indiens bedeutend verbreiteter als im Norden. Kerala, das südlichste Land Indiens, hat die wenigsten

Analphabeten. Am Stadtrand von Mysore liegen moderne Krankenhäuser und immer wieder lesen wir an den großen Gebäuden: „Institut der Universität Mysore“.

Wir besuchen eine Gerberei und Werkstatt für Dermoplastik. Hier kommen die Jagdtrophäen aus ganz Indien zusammen, um präpariert zu werden. Felle von Tigern, Leoparden, Axishirschen, Köpfe von Gaurn, Hirschziegenantilopen und Sambarhirschen liegen zu hunderten übereinander gestapelt. Wir sehen das Fell eines weißen Tigers und den Schädel des seltenen Zwergschweines. Besonders interessant aber ist die Sammlung von Tigerschädeln. Viele dieser Schädel zeigen alte Schußverletzungen, an denen die Tiger nicht starben, wohl aber furchtbare Qualen litten. Mehrere Schädeldecken sind von den Geschossen aufgerissen worden. Knochenwucherungen, die sich im Verlauf des Heilungsprozesses bildeten, konnten das Loch im Schädeldach nicht schließen. Welch' grausame Schmerzen mußten diese Tiere erleiden. Wir sehen Schädel, denen Teile des Unterkiefers abgeschossen worden sind. Einem Tigerschädel sind durch eine Schußverletzung sämtliche Schneide- und Eckzähne des Oberkiefers zertrümmert worden. Dieser Tiger war nach der Verletzung nicht mehr in der Lage, Wild zu erlegen und wurde zu einem gefürchteten Menschenfresser, bis ihn die tödliche Kugel traf. Ich erhalte die Erlaubnis, die interessantesten und schwersten Schußverletzungen zu fotografieren. Die Bilder werden den gewissenlosen Jäger anklagen, der das ange-schweißte Tier nicht so lange verfolgt, bis er es zur Strecke gebracht hat.

Wir haben die Forststation im Wildschutzgebiet Bandipur erreicht. Wald, aus Bäumen und Bambus gemischt, bedeckt die Hügel, die das Vorland zu den bereits in Kerala liegenden Nilgiribergen bilden. Hier hoffen wir, dem großen Wildrind Indiens, dem Gaur, Axishirschen, Elefanten und Languraffen zu begegnen. Hutaffen sahen wir auf der Fahrt von Mysore nach Bandipur häufig am Straßenrand sitzen. Auch Tiger gibt es im Bandipur-Schutzgebiet und wir wollen alles versuchen, um einen Tiger zu sehen und zu fotografieren. Im Reiseprospekt von Mysore stehen die vielversprechenden Worte: „Die schönste Jahreszeit in Mysore ist der Beginn des Monsuns im Mai und Juni. Kurze Regenschauer unterbrechen das sonnige Wetter und das ganze Land steht in herrlicher Blüte“. Die „kurzen“ Regenschauer halten aber bereits zwei Tage an und haben manche Wege schon zu Bächen verwandelt. Immer wieder schauen wir zum Himmel hinauf und suchen vergeblich nach einem Loch in der grauen Wolkendecke. Reitelefanten stehen bereit.

Ein Büffelkalb haben wir auch gekauft, um es auf dem Wechsel des großen Tigers, dessen breite Trittsiegel wir heute morgen sahen, anzubinden und den „Gestreiften“ in der Nacht mit Blitzlicht aufzulauern. Am Wechsel des Tigers steht eine kleine Hütte und in ihr wollen wir auf ihn warten. Der Förster berichtet uns, daß diese Hütte schon vor Jahren dort gebaut wurde, aber bisher noch kein Besucher des Wildschutzgebietes den Schneid besessen habe, dort eine Nacht zu verbringen. Wir werden diesen Anszit einweihen. Nur zwei Bedingungen müssen erfüllt werden: Es muß aufhören zu regnen, weil ich sonst nur fallende Tropfen und vielleicht verschwommen einen Tiger im Hintergrund auf das Blitzlichtbild bekomme und die morsche und aus den Angeln gefallene Tür muß

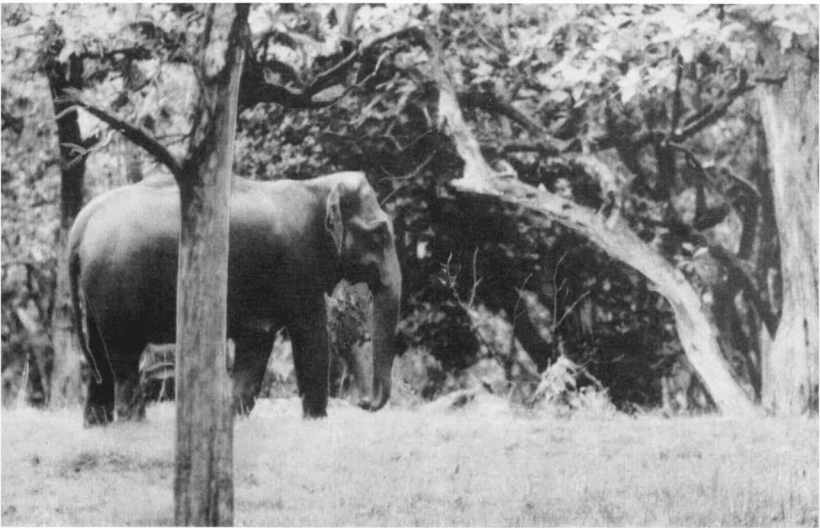
wieder eingesetzt werden, weil ich daran interessiert bin, daß der Tiger das Kalb schlägt und nicht uns in der Hütte einen Besuch abstattet. Außerdem bitte ich um ein Buschmesser als Waffe für unvorhergesehene Zwischenfälle.

Eigentlich war der erste Ansitz auf Tiger für heute nacht festgelegt. Aber seit den frühen Nachmittagsstunden regnet es ununterbrochen. So hoffen wir, daß der morgige Tag uns besseres Wetter bringt.

Der Tag beginnt mit strahlendem Sonnenschein. Wir bereiten unsere Kameras vor, denn wir haben einen Reitelefanten bestellt und hoffen, bei diesem günstigen Wetter gute Wildaufnahmen machen zu können. Aber statt des Elefanten kommt der Förster und teilt uns mit, daß heute ein mohammedanischer Feiertag sei und daß die Mahouts, die Mohammedaner sind, nicht arbeiten. Wir bitten ihn, uns den Kraftwagen zu geben, aber er bedauert, auch diesen Wunsch nicht erfüllen zu können, denn auch die Kraftfahrer sind Mohammedaner. So bleibt uns nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehen. Ehe wir jedoch tief genug in den Dschungel eingedrungen sind, um auf Wild zu stoßen, ist die Sonne schon hoch am Himmel und die Tiere haben sich in das undurchdringliche Dickicht zu-

Das urigste Wild der indischen Wälder ist der Gaur. Nicht zu unrecht wird er in der englischen Sprache „indischer Bison“ genannt, denn an Körperstärke, Größe und Gewicht dürfte er dem nordamerikanischen Indianerbüffel kaum nachstehen





Dieser Elefantenbulle griff uns wiederholt an, wagte jedoch nicht, seine Attacke bis zur letzten Konsequenz durchzuführen, sondern kam höchstens bis auf 15 m im Eilschritt auf uns zugerannt. Offensichtlich wollte er uns nur Angst einjagen

rückgezogen, wo sie im Schatten der Bäume die heiße Tageszeit verbringen und wohin wir ihnen nicht folgen können. Wir sind sehr ärgerlich, daß wir von dem Feiertag so spät erst erfahren, sonst wären wir einige Stunden früher aufgebrochen. Wir beschließen, trotzdem einen Versuch zu machen und laufen auf schmalen Wildpfaden in den Dschungel hinein. Aber unsere Bemühung bleibt erfolglos. Auf einer vom Wasser überschwemmten Waldwiese treffen wir auf Kurubars, ein scheues Bergvolk, das die Wälder der Nilgiriberge bewohnt. Während die Frauen ihre Saris waschen, beschäftigen sich die Kinder mit dem Fischfang. Sie tauchen aus Bambusspänen geflochtene Schalen in das Wasser und heben sie wieder heraus. Manchmal zappelt ein kleiner Fisch in der Schale, den sie in ihren Sari einbinden. Die Kurubars besitzen nur wenig Vieh und ernähren sich vorwiegend von Wildfrüchten, die sie im Dschungel sammeln. Die Forstbeamten berichten uns, daß die Kurubars auch das Fleisch der eines natürlichen Todes gestorbenen Wildtiere essen. Wie die Hütten der Mikier sind auch die niedrigen Behausungen dieses Bergvolkes aus Bambus hergestellt. Unsere Anwesenheit ist für sie eine interessante Unterbrechung ihres Tagesablaufes und das Auswechseln des Filmes wird von

jung und alt mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Mit einigen kleinen Scherzen und Zauberkunststückchen erobern wir schnell das Herz der Kinder. Besonderen Eindruck macht ein Zaubertrick, bei dem ich das Verschlingen eines lebendigen Fisches vortäusche, den ich schließlich wieder zappelnd aus dem Mund herausbefördere. Auch das Nachahmen von Tierstimmen ruft größte Heiterkeit hervor. Immer wieder bitten uns die Kleinen, diese Vorstellung zu wiederholen. Auch die Mütter freuen sich, daß wir ihre Kinder beschäftigen und ihnen damit die Möglichkeit geben, ihre große Wäsche ungestört zu beenden. Natürlich benutze ich die günstige Gelegenheit, um von den staunenden Kindergesichtern eine Serie von Porträtaufnahmen zu machen.

In den frühen Nachmittagsstunden ziehen dunkle Gewitterwolken über die Nilgiriberge. Trotzdem versuchen wir unser Glück und fahren mit einem Lastkraftwagen in den Dschungel. Doch die Gewitterwolken verdecken die Sonne und im Wald wird es so dunkel, daß es unmöglich ist, Aufnahmen zu machen. Nahe am Rand des Pfades, dem wir folgen, steht ein Rudel Axishirsche. Nur zögernd und ohne Scheu ziehen sie sich zurück, als unser Wagen hält. Wenige Minuten später tauchen Gaur im Zwielicht des Dschungels auf. Das ist die erste Begegnung, die wir mit diesem mächtigen Wildrind Indiens haben. Es ist berechtigt, daß die Inder den Gaur den indischen Bison nennen, denn die Bullen, über deren Schultern sich ein kräftiger Widerrist erhebt, stehen wohl an Stärke den Indianerbüffeln kaum nach. Wie Felsbrocken muten diese kraftvollen Tiere an. Sie äugen zu uns herüber. Aus dem Unterholz ragen nur ihre schweren, mit weit ausladenden Hörnern bewehrten Schädel heraus. Im Schwarzbraun des Gesichtsfelles leuchtet die hellgraue, feuchte Nase. Es ist zu bedauerlich, daß die schlechten Lichtverhältnisse es nicht gestatten, Aufnahmen zu machen. Aber ich schwöre mir, Bandipur nicht eher zu verlassen, bis ich auch die Gaur auf meinen Film gebracht habe.

Wenige hundert Meter sind wir gefahren, als wir Elefanten begegnen. Eine große Herde dieser Riesen der Tierwelt befindet sich vor uns und versperrt den Weg. Mütter mit wenige Monate alten Kälbern ziehen über die Straße. Ein schwerer Bulle mit langen Stoßzähnen deckt den Rückzug seiner Herde. Er weicht nicht von der Straße. Jede Biegung des Weges läuft er aus und gestattet uns, ihm langsam zu folgen. Erst als auch das letzte Tier der Herde im Dickicht verschwunden ist, verläßt er die Straße und folgt, uns im Auge behaltend, der Herde. Im Blätterwerk der Bäume über uns raschelt es. Zweige knacken, Blätter und Mulm rieseln herab. Silbergraue Affen fliegen durch die Luft, lassen sich fallen, erhaschen im Fall einen Ast, schwingen sich zum nächsten Baum, schnellen in federnden Sprüngen über den Weg und sind wenige Sekunden später verschwunden. Das waren die Schwarzgesichts-Languren, die Hulmanaffen.

So gibt uns diese Fahrt einen guten Einblick in den Wildreichtum des Bandipur-Schutzgebietes. Aber das Wetter ist gegen uns. Als die Sonne sinkt, ziehen drei schwere Gewitter auf. Blitze erhellen die Nacht und Regen trommelt auf das Dach des Forstbungalows. Wir ändern unseren Plan. Es ist unmöglich, in diesem Gewitterregen auf den Tiger anzusetzen. Das Dach der Hütte ist undicht und wir würden, vom Regen völlig durchnäßt, wahrscheinlich erfolglos auf die Raubkatze warten. So entschließen

wir uns, das Kalb anbinden zu lassen und wenn der Tiger es geschlagen hat, die darauffolgende Nacht auf seine Rückkehr zu warten.

Bei schönem Wetter fahren wir am frühen Morgen zum Büffelkalb. Der Tiger ist nicht vorbeigekommen. Seine Fährte vom vorgestrigen Tag hat der Regen hinweggewaschen und neue Abdrücke der Pranken sind nicht zu finden. Wir müssen uns noch gedulden. Vielleicht führt ihn sein Weg in der nächsten Nacht am Kalb vorbei.

Der Gewitterregen hat die Wege ausgewaschen und schon nach wenigen Kilometern bleibt der Lastkraftwagen im schlüpfrigen Boden stecken. Wir müssen zur Forststation zurücklaufen. So ist auch dieser Vormittag, obwohl die Sonne strahlt, erfolglos. Ein Elefant wird zum Lastwagen geschickt. Er soll ihn aus dem Schlamm ziehen.

Eine Woche haben wir auf den Tiger gewartet, er ist nicht gekommen. Der Regen erschwerte unsere Arbeit sehr. Es verging kein Tag ohne Gewitter. Die Wege sind aufgeweicht und unbefahrbar geworden. Ich lese immer wieder die Sätze im Prospekt über Mysore, die dem Touristen die Monate Juni bis September als die schönste Zeit des Jahres anpreisen: „Die beste Zeit zum Besuch des Landes Mysore ist die Monsunzeit, von Juni bis September. Der strahlende Sonnenschein wird von kurzen Gewitterschauern unterbrochen, die das Land in ein blühendes Paradies verwandeln“. Ich wünschte, daß der Verfasser dieser Zeilen jetzt in Bandipur wäre. Wir haben uns auf diese Schilderung verlassen und die warmen Wollschalen nach Deutschland geschickt. Das bereuen wir bitter. Statt unsere Kleidung abzulegen, wenn wir ins Bett gehen, ziehen wir mehrere Hemden übereinander und frieren trotzdem, denn die Feuchtigkeit hängt in allen Kleidern. Sonnenschein haben wir seit Tagen nicht mehr gesehen. Wenn es nicht regnet, ist der Himmel mit Wolken bedeckt. Das Licht ist so schwach, daß der Belichtungsmesser Werte anzeigt, die für Teleobjektive nicht verwendbar sind. So bleibt uns nur die Möglichkeit, Blitzlicht zu verwenden. Wir beschließen, heute nacht zu einer Salzlecke zu fahren, wo sich eine Herde Gaur einfinden wird, die in den Morgenstunden über die Berge hinweg in das Schutzgebiet eingewandert ist. Sie kommt sicher zur Salzlecke.

Wir starten 20 Uhr. Mit schußbereiter Kamera stehe ich auf dem Lastkraftwagen, neben mir steht Ursula mit der Blitzlampe. Der Wagen schlingert auf den nassen, schlammigen Wegen. Axishirsche tauchen im Licht der Scheinwerfer auf, verhoffen wenige Sekunden und verschwinden mit einigen Sprüngen im Dunkel der Nacht. Ein Gaur überquert den Weg. Wir haben die Salzlecke erreicht. Der Wagen hält. „Licht“, flüstere ich Ursula zu. Die Taschenlampe leuchtet auf und enthüllt uns eine große Herde Gaur. Zwei kräftige Bullen lecken das Salz vom Boden auf, die anderen Tiere schauen zu uns herüber. Ihre Augen glühen im Lichtkegel der Taschenlampe auf, deren Schein Ursula langsam über die Herde wandern läßt. „Die beiden Bullen an der Lecke“, flüstere ich Ursula zu. Sie richtet das Licht auf die mit mächtigen Hörnern bewehrten Bullen, die immer noch das Salz lecken. Ich versuche, mein Teleobjektiv auf diese beiden Burschen scharf einzustellen. Immer wieder muß ich korrigieren, denn das Licht der Taschenlampe ist zu schwach und die schwarzbraunen Körper der Riesen heben sich nicht genügend von der Umgebung

ab. Aber ihre hellen Beine und die glühenden Punkte ihrer Augen ermöglichen mir doch, die Schärfe im Sucher zu erkennen. Ich löse den ersten Blitz aus. Er bringt Unruhe in die Herde. Einige Tiere drängen sich nach vorn um festzustellen, ob das Aufflammen des Blitzes Gefahr bedeutet. Einer der beiden Bullen, die wir aufs Korn genommen haben, hat das schwere Haupt erhoben und schaut zu uns herüber. „In die Augen halten“, flüstere ich und Ursula beleuchtet mit der Taschenlampe den Kopf des sichernden Gaur. Im Sucher sehe ich die glühenden Punkte seiner Augen und löse den zweiten Blitz aus. Jetzt ergreifen einige Kühe, die wenige Wochen alte Kälber bei sich führen, die Flucht. Es bleibt uns keine Zeit mehr. Ich schieße einen Blitz nach dem anderen ab, bis der letzte Gaur im Dickicht verschwunden ist.

Wir fahren einige hundert Meter weiter, halten an und warten. Vielleicht kommen die Gaur zur Salzlecke zurück, wenn die Störung vorüber ist. Auf dem Rückweg wollen wir dann noch einmal unser Glück versuchen. Ich richte das Licht der Taschenlampe auf die Entfernungsskala des Teleobjektives. Sie zeigt 15 Meter an. Wenn es mir gelungen ist, die richtige Scharfeinstellung vorzunehmen, müßten die Aufnahmen gut geworden sein, denn 15 Meter leuchtet der Blitz mühelos aus.

Ein Käuzchen ruft im Wald. Wir schauen auf die Uhr. Eine halbe Stunde ist vergangen. Die Gaur könnten sich beruhigt haben. Wir fahren zur Salzlecke zurück. Und wir haben Glück. Die Herde steht wieder an der Lecke. Aber diesmal gelingt es mir, nur vier Aufnahmen zu machen, dann fliehen die Tiere in den Dschungel. Gegen Mitternacht setzt wieder der Regen ein, aber am Morgen reißt die Wolkendecke auf und für wenige Stunden wird der blaue Himmel sichtbar. Wir hängen unsere Kameras über die Schultern und gehen zu Fuß auf Wildsuche. Der Dschungel trieft vor Nässe. Waldwiesen haben sich in Sümpfe verwandelt. Die Kurubars benutzen die Regenpause, um im Dschungel nach Wildfrüchten zu suchen, denn sie treiben keinen Ackerbau. Sie haben einen Baum entdeckt, dessen Zweige mit Früchten behangen sind, die unseren Kirschen ähneln. Ein Kurubar klettert in die Krone des Baumes und schlägt mit seinem Buschmesser Äste ab. Die Frauen und Kinder stürzen sich auf die Beute. Überreife Früchte wandern sofort in den Mund, die anderen werden in den Sari eingebunden. Diese schonungslose Art der Ernte ist ein Raubbau am Wald. Aber der Dschungel ist groß und wenn die Umgebung ihres Dorfes nicht mehr genügend Nahrung bietet, werden sie an einem anderen Platz im Wald ihre Hütten bauen.

Gegen Mittag wälzen sich wieder dunkle Regenwolken über die Nilgiri-berge und schütten ihr Wasser über Bandipur aus. Da aber der Regen in den Abendstunden aussetzt, machen wir einen letzten Versuch, mit dem Lastkraftwagen auf Pirsch zu gehen. Schon nach fünfzehn Minuten Fahrt treffen wir auf eine Elefantenherde. Ein großer Bulle, wahrscheinlich der Leitbulle der Herde, versucht Witterung von uns zu erhalten. Er ist ungeschlüssig. Er kann sich nicht zwischen Flucht und Angriff entscheiden und, wie wir es oft in ähnlichen Situationen beobachtet haben, tut er etwas, das ich als eine Verlegenheitshandlung deute: er wirft sich mit dem Rüssel Erde auf den Rücken. Als wir aber den Motor wieder anlassen, greift er an. Mit abgestellten Ohren, nach vorn gestrecktem Rüssel und S-förmig gebogenem Schwanz trabt er auf uns zu, bleibt jedoch 30 Meter



Hoch ragen die Termitenbauten aus dem Boden heraus. Von dem Großwild werden diese Hügel gern zum Scheuern der Haut benützt

vor dem Wagen stehen. Anscheinend macht es ihn unsicher, daß wir nicht sofort das Feld räumen. Er geht einige Schritte rückwärts und setzt zum nächsten Angriff an, der ihn bis auf 25 Meter an uns heranführt. Wir glauben in seinem Gesicht die Verwunderung über unsere Dreistigkeit, ihm nicht aus dem Wege zu gehen, abzulesen zu können und müssen über den Angeber, der uns Angst einjagen will, lachen. „Ist er nicht reizend?“, fragt Ursula. „Wie er sich Mühe gibt, den starken Mann zu spielen. Nun weiß er nicht, was er tun soll. Ich kann ihn gut verstehen, denn er möchte sich doch nicht vor seinen Damen blamieren.“ Immer wieder geht der Elefant zurück, um im nächsten Augenblick einen neuen Scheinangriff zu starten. Als wir schließlich weiterfahren, kommt er noch ein Stück des Weges hinter uns hergelaufen. „Jetzt ist seine Ehre gerettet“, sagt Ursula. „Er hat den Anschein erweckt, als hätte er uns vertrieben und wenn er ein richtiger Mann ist, wird er es sogar selbst glauben.“

Wir haben Bandipur verlassen. Es hat keinen Sinn mehr, weitere Beobachtungen an Wildtieren durchzuführen. Der Monsun, der für den Süden Indiens außergewöhnlich stark eingesetzt hat, verhindert es. So bereiten wir uns auf die Rückkehr nach Deutschland vor.

Blätteraffen im Dresdner Zoo

Zwei große Epen spielen im Glauben der Hindus eine große Rolle, das Mahabharata und das Ramayana. Im Ramayana wird in vierundzwanzigtausend Sanskritstrophen vom Lebenslauf des heldenhaften Königssohnes Rama berichtet. Dazu gehört auch die Geschichte von dem Raub der Gattin Ramas durch den bösen Dämon, den Riesenkönig Ravana, der Ramas Gemahlin Sita auf die Insel Ceylon entführte. Hanuman, der König der Affen, rief sein Affenheer zu einem Feldzug gegen den Riesenkönig auf. Die Affen bauten eine große Brücke über das Meer und befreiten Sita. Seit jener Zeit wird Hanuman als Affengott von den Hindus verehrt und seine Affen gelten als heilige Tiere.

Das ist einer der Gründe, weshalb indische Affen in Zoologischen Gärten verhältnismäßig selten zu sehen sind, denn Ausfuhrsperrn für Affen werden häufig von den indischen Behörden aus religiösen Gründen verhängt. Ein weiterer Grund ist die Tatsache, daß viele Affenarten Indiens zur Familie der Coloboidea, der Blätterfresser, gehören und als besonders heikle Pfleglinge gelten. Die Coloboidea werden in drei große Gruppen aufgeteilt. Die Stummelaffen, auch Guerezas oder Colobusaffen genannt, sind in Afrika beheimatet, während die beiden anderen Gruppen, die Schlankaffen oder Languren und die Nasenaffen in Asien leben.

Der Dresdner Zoologische Garten besitzt gleich drei Arten dieser seltenen Affen: den Colobusaffen aus den Bergwäldern des Kilimandscharos, den Hulmanaffen und den Nilgirilangur aus Vorderindien. Diese Affen haben einige interessante gemeinsame Merkmale, in denen sie sich von ihren anderen Verwandten unterscheiden. Ihre Mägen sind besonders groß und erinnern an die Mägen der Wiederkäuer, denn sie sind dreigeteilt. Die Schwänze sind auffallend lang, aber dienen nicht zum Greifen wie bei

den ebenso langgeschwänzten Spinnenaffen Südamerikas, und ihre Bakkenzähne haben Querleisten. Beim Kauen werden also die Kiefer hauptsächlich vor- und rückwärts bewegt. Den afrikanischen Vertretern fehlt der Daumen, deshalb werden sie auch „Colobus“ genannt. Das bedeutet im Griechischen „verstümmelt“. Die asiatischen Arten haben einen Daumen, aber er ist sehr klein. Auffallend lang und kräftig sind ihre Hinterbeine. Sie werden vorwiegend zum Springen benutzt. Alle Blätteraffen machen weite Sprünge. Während ich die Guerezas in Ostafrika nie auf dem Boden sah, flüchteten die Hulmans in den Wäldern von Sasangir stets von den Bäumen herab und eilten in gewaltigen Sprüngen auf dem Boden davon. Ich begegnete ihnen aber auch in den Städten, wo sie sich ganz ihrer Blätterkost entwöhnt hatten und alles fraßen, was ihnen von Menschen zugeworfen wurde oder was sie sich aus den Wohnungen und Gärten stahlen. Berühmt ist der Affentempel von Benares, wo sie zu Hunderten auf die Gläubigen warten, um von ihnen ihren Tribut zu fordern.

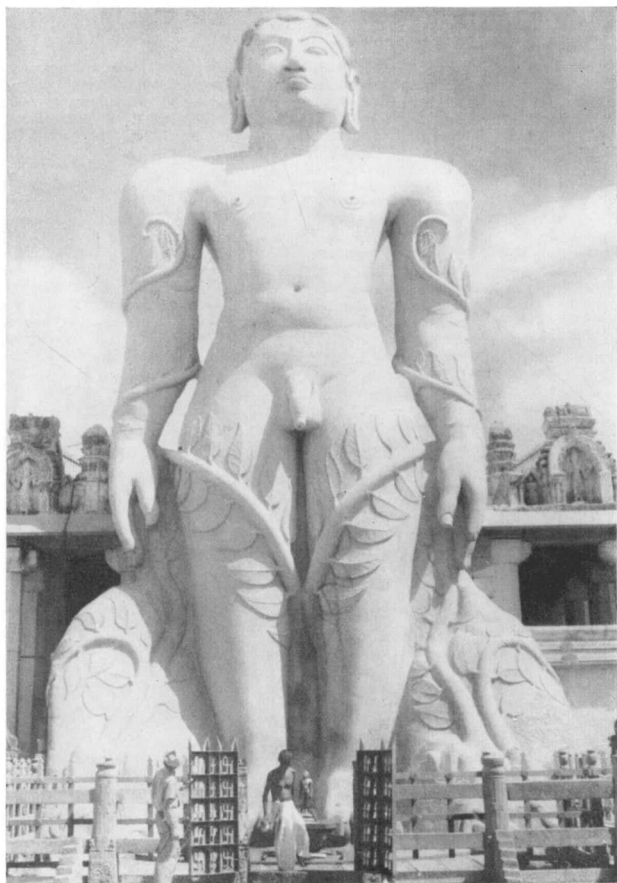
Im Gegensatz zu anderen Affenarten, die meist nur ein Kind gebären, sind bei den Hulmans Zwillingsgeburten häufig. Kleiner und schlanker sind die Languren. Der Dresdner Zoo besitzt Nilgiri-Languren, die ein schwarzes Fell aber eine braune Kopfbehaarung tragen. Ihre Heimat, der Name verrät es bereits, sind die Nilgiriberge, also das Gebirge an der Südwestküste Vorderindiens. In diesen Bergwäldern leben auch heute noch einige Minderheiten, die nicht zu den Hindus gehören und Jagd auf diese schönen Affen machen, weil sie ihr Fleisch gern verzehren. Leider ist über die Lebensweise dieser so selten in Zoologischen Gärten gezeigten Affen so gut wie nichts bekannt.

Alle drei Arten der Coloboidea werden im Dresdner Zoo durchaus nicht nur mit Blättern ernährt. Ihr Hauptfutter besteht aus Karotten, Äpfeln, Nüssen, gekochten Salzkartoffeln, Reis, Bananen, Brombeer- und Rosenblättern. Außerdem erhalten sie zusätzlich noch Vitaminpräparate. Die Blätteraffen sind die Kostbarkeiten im Affenhaus des Dresdner Zoologischen Gartens.

Die zoologische Meldung:

Umwelt-Fisch lebend gefangen

„Fischer aus dem Dorfe Itasandra bei Moroni auf den Großen Komoren zwischen Madagaskar und dem afrikanischen Festland haben einen Quastenflosser lebend gefangen. Sie halten den Fisch, der von der Wissenschaft wegen seines Körperbaues als Bindeglied in der Entwicklungsgeschichte zwischen Fischen und Amphibien betrachtet wird und lange Zeit als ausgestorben galt, in einem Behälter in 15 Meter Tiefe am Leben. In dieser Tiefe lebt der große stahlblaue Fisch gewöhnlich. Ein Wissenschaftler ist inzwischen in Itasandra eingetroffen, um den Fisch mit einer Spezialausrüstung nach Tananarivo zu transportieren. Bereits vor einigen Wochen konnte ein Quastenflosser vor der Küste der Komoren lebend gefangen werden; er starb jedoch kurz darauf.“



Nördlich von der Stadt Mysore, aus der Spitze eines Granitfelsens herausgehauen, schaut das Standbild dieses steinernen Heiligen weit über das Land. Während er in Meditation versunken ist, haben Schlingpflanzen sich um seinen Körper gewunden

Diese Meldung ging in den letzten Wochen durch die Presse der Welt. Was ist ein Quastenflosser und warum war seine Entdeckung im Jahre 1938 eine zoologische Sensation?

Der wissenschaftliche Name des Quastenflossers ist *Coelacanthus*, das bedeutet Hohlstachel und bezieht sich auf die hohlen Wirbelfortsätze, die diesen Fisch neben zahlreichen anderen Merkmalen auszeichnen. Vor 400 bis 350 Millionen Jahren traten auf unserer Erde die ersten Wirbeltiere auf. Vor 320 Millionen Jahren erschienen die ersten *Crossopterygier* oder Quastenflosser, Fische mit knöchigen Kiefern, übereinandergreifenden Schuppen und Flossen, die in einer Quaste weicher Flossenstrahlen enden. Aus dieser Fischgruppe haben sich die ersten auf dem Land lebenden Wirbeltiere entwickelt. Zu den Quastenflossern gehört auch der *Coelacanthus*. Bis zum Jahre 1938 glaubte die Wissenschaft, daß diese alte Fischgruppe vor 70 Millionen Jahren ausgestorben sei. Deshalb erregte die Meldung, daß auch heute noch Vertreter der *Coelacanthus*-Gruppe leben, ungeheures Aufsehen, bedeutete sie doch, daß sich fast unverändert über 320 Millionen Jahre hinweg ein primitives Wirbeltier erhalten hat, ein Wirbeltier, das auch den Stammvätern des Menschen sehr nahe steht, denn die nächsten Verwandten des *Coelacanthus* haben das Festland erobert, sind also die Urahnen aller Wirbeltiere, die heute auf dem Festland leben, somit auch des Menschen. Im Februar 1960 gelang es zum ersten Male einen Quastenflosser lebend zu fangen und den Zoologen zur Beobachtung zu übergeben.

Aufnahmen:

Titelbild: Zwei Nilgiri-Langurs aus dem Dresdner Zoologischen Garten. Die Nilgiri-Langurs gehören in den Zoologischen Gärten zu den seltensten Affenarten. Ihre Heimat sind die Nilgiriberge an der Westküste Vorderindiens.

4. Umschlagseite:

Zwei Kurubarkinder zeigen uns die Ausbeute ihres Fischfanges: eine Handvoll winziger Fische, die sie in den überschwemmten Wiesen ihrer heimatlichen Urwälder fingen

